

# Meyer Zeitung



Ausgabezeit und Anzeigenannahme:  
Hörmersstraße 23 (Ecke).  
Redaktion und Geschäftsstelle:  
Pariserstraße 4 (Ecke Hotel).

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage mit der unentgeltlichen illustrierten Beilage „Sonntagsblatt“.  
Bezugspreis vierteljährlich (im Voraus zahlbar) im Gebiete der deutschen Postverwaltung Mark 2.80;  
mit dem Beiblatt „Meyer humoristische Blätter“ Mark 3.40. — Fürs Ausland Mark 7.50 bzw. 8.10.

Anzeigen:  
die einfache Zeile 20 Hg.  
Weklamen:  
die Zeile mit Textbreite 50 Hg.

Nr. 95.

Mech, Montag den 27. April 1914

XXXIV. Jahrgang.

## Meyer Zeitung

Wir eröffnen hiermit ein Abonnement für Mai/Juni zum Preise von 1.90 Mk. Die „Meyer Zeitung“ ist nachweislich die verbreitetste Tageszeitung in Mech. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten bis zum Schluß des Monats die Zeitung gratis. Von auswärts gegen Einzahlung der Postquittung.

### Das Neueste vom Tage.

Kaiser und Kaiserin sind gestern von Straßburg kommend in Béziers eingetroffen. Zum Empfang hatte sich der Verein der Offiziere eingefunden; die Damen in Nationaltracht überreichten der Kaiserin einen Blumenkranz.

Heute Montag tritt in Straßburg der Statthalter v. Dallwitz ein.

Reichsfinanzler v. Bethmann-Hollweg ist am Samstag in Berlin wieder eingetroffen.

Der Dampfer „Cap Trafalgar“ mit dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich an Bord, ist am Samstag in Lisbon angekommen. Prinz Heinrich ist während seines Aufenthaltes auf dem „Cap Trafalgar“ im Vissaboner Hafen nicht an Land gegangen. Zu dem Diner am Bord war der deutsche Gesandte v. Rosen geladen. Der „Cap Trafalgar“ ist gestern um 2 Uhr nachmittags wieder in See gegangen.

Die deutsche Atlantische Division ist in Bahia Blanca eingetroffen. Die Marineoffiziere hat besondere Festlichkeiten vorbereitet.

Das belgische Königspaar wird heute nachmittag 5 Uhr zum Besuche der Großherzogin in Luxemburg erwartet.

Präsident Poincaré und Gemahlin sind gestern nachmittag wieder nach Giesseins, an der Riviera, zurückgekehrt.

Am gestrigen Sonntag fanden in ganz Frankreich die Kammerwahlen statt, die sowohl in Paris, als auch in der Provinz ruhig verliefen. Caillaux ist wieder gewählt worden. In Brich wurde anstelle des Kandidaten Grandjean der Konservative de Wendele, ein Mitglied der bekannnten lothringischen Fabrikantenfamilie gewählt. Die Wähler bringen vorläufig fast keinerlei Kommentare zu den Wahlen. Der „Figaro“ veröffentlicht unter dem Titel „eine Schmach“ einen Artikel, in dem er in scharfen Worten seiner Enttäuschung über die Wahl Caillaux Ausdruck gibt und u. A. schreibt: Ein Wahlergebnis, das ein solches Wahlergebnis haben konnte, ist verheerend. Es ist höchste Zeit, daß die Wahlreform durchgeführt wird; denn sonst würde das allgemeine Stimmrecht durch den allgemeinen Ekel verurteilt werden. Wenn die Republikaner nicht alle so verstanden sind, wie die unglückseligen Wähler von Wamers, werden sie dies bald einsehen. Die ganze republikanische Regierungsordnung steht auf dem Spiele. — Die „Humanité“ schreibt: Wir können schon jetzt erklären, daß die Wahlen im allgemeinen für die Vereinigte Sozialistische Partei einen großen Sieg bedeuten. Im Seine-Departement allein habe die Partei einen Zuwachs von 55 000 Stimmen zu verzeichnen.

In Verdun wurden in der vergangenen Nacht zwei Deutsche festgenommen, die sich in der Nähe von Verdun verschanzen hatten. Die Verdun-Verhältnisse sind auf dem Höhepunkt angelangt, daß die Deutschen in 2. Susezenergeizung sind und auf diese Weise gegen die Republik gerichtete Flugblätter verbreitet hätten. Gegen

die beiden Offiziere, die mit der royalistischen Vereinigung „Action Française“ in Verbindung stehen sollen, wurde Anzeige bei der Militärbehörde erstattet.

Für die Militäristen in Wien wurden am Samstag eine beträchtliche Schiffsladung Gewehre und Pulver gelandet.

Der „Observatore Romano“ kündigt an, daß der Papst am 25. Mai ein geheimes Konfessorium halten wird. In einem öffentlichen Konfessorium am 28. Mai wird er zu Kardinalen u. A. ernennen die Erzdiözesane von Toledo, Bologna, Strigonia (Czeresch), Lvon (Szin), Würzburg (Wettinger), Köln (Dr. Hartmann), Wien (Bischof) und mehrere andere.

Der griechische Gesandte teilte persönlich im Auswärtigen Amt in Rom und dem Minister des Meeres in San Giustino in einer Verbalnote mit, daß die griechische Regierung beschlossen habe, die von den griechischen Truppen noch besetzten Teile der Albanien zugewiesenen Provinzen zu räumen.

Der Kronprinz von Griechenland wird im Laufe dieses Monats von Athen nach Bukarest abreisen. Die Wähler erklären, daß die Nachrichten der ausländischen Presse über eine angebliche Aufhebung der Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Rumänien kein Dementi wert seien.

In Durazzo ist am Samstag nachmittags ein italienisches Gesandtschaftsmitglied, bestehend aus den Kreuzern „Roma“, „Napoli“ und „Regina Elena“, sowie drei Torpedobootzerflüger unter dem Oberkommando des Herzogs der Abruzzen eingetroffen. Der Herzog und die Kommandanten der Kriegsschiffe wurden von dem Fürsten von Albanien in einer über eine Stunde währenden Audienz empfangen.

Die Albanesen haben nach vierstündiger Kämpfe mit den Epiroten Klizura im Bezirk Premeti besetzt. Auf beiden Seiten waren Verluste zu verzeichnen. Die Epiroten zogen sich fliehend nach Premeti zurück. Der Gouverneur von Schenit meldet, daß die Bande des Weihen Wolfes eine schwere Niederlage bei Pindos in Schenit erlitten habe.

### Neue Reichstagszene.

Unser parlamentarischer Mitarbeiter schreibt unterm 24. April:

Ausreichend, wohl über Bedarf gestärkt, werden die Mitglieder des Reichstags sich am Dienstag wieder am Orte ihrer Tätigkeit versammeln. Aber selbst, wenn sie mit Feuereifer an die Arbeit gehen, die Aussicht, daß sie auch nur zum größeren Teile das noch unerledigte, außerordentlich umfangreiche Pensum bewältigen, ist gleich Null. Reichstag und Regierung resignieren unter dem Vorherrschen, daß der Kanzler wohl sich ohne Säumen mit den Parteiführern darüber zu verständigen suchen, was bis zum Beginn der Sommerpause unbedingt durchzuführen werden muß und von welchen Vorarbeiten es zunächst auszugehen sei, daß sie in den Herbst hinübergerettet werden. Das Kompromiß wird eingeleitet, nach Pfingsten, und diesmal schon in den Früh Sommer fallenden nächsten Teil, nochmals als Werk zu geben und, wie im Vorjahre, den Juni hinüber auf den Asphalt der Großstadt gestellt zu sein. Wäre es gestattet, die bis Himmelstiefe zur Verfügung stehenden rund zwanzig Sitzungstage auf eigentliches gesetzgeberisches Schaffen zu verwenden, dann ließe sich bei forcierter Arbeit recht Ansehnliches zu Wege bringen. Doch der Etat schaltet ja noch breit auf die Szene.

Im Stadium der zweiten Lesung sind für das Plenum, ja teilweise auch für die Kommissionen die wichtigsten: Kamerun vom Kolonialrat, Auswärtiges, Reichsfinanzler und Militär. Unter normalen Verhältnissen reicht das fast allein aus, zwanzig Sitzungen zu füllen. Und die dritte Lesung des Gesamtstats erfolgt im günstigen Fall eine Dauerlesung von 7 oder 8 Stunden. Es kommt diesmal hinzu, daß der preussische Kriegsminister v. Falkenhayn zum ersten Mal seinen Etat zu vertreten hat. Da dürfte ihm erst recht nicht ein Kritik geschenkt werden. Von der sozialdemokratischen Fraktion allein sind drei Redner nur für die militärische Generaldebatte vorgemerkt, und jeder ergibt sich die Notwendigkeit, daß die längeren bei den Soldatenmündigungen verweilt wird, weil sich diese Fälle beharrlicher Weise wieder vermehrt haben. In der inneren Reichspolitik gibt das Revirement v. Dallwitz-

v. Loebel zu interessanten Betrachtungen Anlaß, und die auswärtigen Angelegenheiten sind am wenigsten angeht, mit kurzen Worten abgefertigt zu werden. So dürfte der Rest der Session zum größeren Teile durch die Staatsberatung beschlagnahmt sein.

Die Frage ist nun, was von dem sonstigen gesetzgeberischen Material unter Dach gebracht werden soll. Der Bundesrat erachtet zweifellos als dringlich das Renntwettgesetz und die damit, der Kostendeckung wegen, zusammenhängenden Vorlagen über die Aufhebung gewisser Beamtentitel sowie der Rentenkonkordate. Man wird hierüber ohne viel Zeitverlust zur Entscheidung gelangen können, sofern der Reichstag seine weitergehenden Wünsche hinsichtlich der Besoldungsreform preisgibt. Und er wird es wohl tun, um ein Scheitern der ganzen Sache zu verhüten. Von großem Wert wäre ferner die Verabschiedung der Vorlage über den kolonialen Gerichtshof, die schon zum zweiten Male dem Reichstag beschickt. Ziel zu geben gibt es hier nicht mehr, die Sache ist entscheidungsreif. Der Parlamentarismus ist fähig zur Entschloßheit über die Getreidebestimmung ist nicht so belangreich, daß er nicht ebenfalls erledigt werden könnte. Doch eine Agrardebatte wird man sich schon um bestmöglichen leisten, weil der Wahlkampf um das konservative Mandat in der Altmark im Gange ist und der Bauernbundpräsident dem konservativen Bewerber den Stich freitrig macht. Die Regierung wird nun gern noch die Militärstrafgesetznovelle, die Neuordnung der Konkurrenzverfahren und die Vorlage über die Einführung des Wiedererfassungverfahrens in Disziplinarsachen erledigt wissen wollen. Hier heißt es aber: soviel Wünsche, soviel Kompromisse mit der Volksvertretung. Sie wird in allen drei Fällen kaum geneigt sein, vor dem „Unannehmbar“ der Regierung sich zu beugen, ihrer mächtigeren Ansichten zu revidieren. In diesem Gefühl knirscht es also heftig, bricht der Bau zusammen, dann ist das das Siegel gedrückt unter eine Session von geringer Fruchtbarkeit, der gänzlich beiseite geschobenen Initiativanträge des Reichstags garnicht zu gedenken. Nun kann man allerdings der Meinung sein, es müßte als kleineres Übel gelten, wenn keine Gesetze anstelle unzuläng-

lich zustandekommen, wenn auch der Reichstag beim „Unannehmbar“ verharrt. Aber wenn mühselige Arbeit, berechtigtes Hoffen vergeblich gewesen sein sollte, so ist das dem Interesse der Allgemeinheit an der gesetzgeberischen Arbeit nicht förderlich, wird der Staatsfreundlichkeit Abbruch getan. Sollen der Bild auf die Fülle von Vorlagen, die kaum noch vor der Sommerpause an Plenum gelangen werden: die Entwürfe über die Jugendgerichte, schon in die zweite Session hinübergeschleppt, über die Sonntagruhe, die Espionage, das Erbrecht des Staates, den Verkehr mit Deutschland, die Gebührenerordnung für Zeugen und Sachverständige, über Gastwirtschaften und Kinos, über Bekämpfung der Schuldliteratur, über Hausiergewerbe und Wanderlager, über Luftverkehr und Kaffi, über die Postdampfschiffverbindungen und den Schutz menschlichen Lebens auf See, sowie kleinere Vorlagen. Teils sind diese Entwürfe überhaupt noch nicht im Angriff genommen, teils tragen sie die Spuren parlamentarischer Fickens. Und trotzdem der Zustand der Verjüngung, trotzdem die Möglichkeit, daß sie samt und sonders in der Verlesung verschwinden, wenn die Regierung in einer Verzögerung, die sie miterleidet hat, die Session nicht wiederum vertagen, sondern schließen würde.

Man munkelt davon, daß die Regierung derart den Reichstag in Strafe nehmen, d. h. ihm die Giltigkeit seiner Freiheitspartien für die parlamentslose Zeit entziehen wolle. Die Vertagung ist ungläubig. Wer wird der Regierung unterstellen wollen, sie bezieht die Reichstags, er bringe einen Teil der Vorlagen nur deshalb nicht rechtzeitig zur Entscheidung, um seinen Mitgliedern den Vorteil der freien Wahlfahrt auf während des Sommers zu sichern? Würde die Regierung besser mit dem gesetzgeberischen Material disponieren und vor allem dem Reichstag einige Wochen früher einberufen, dann käme man mit der Arbeit nicht in so peinliches Gedränge. Die Vertagung jedenfalls hat es nicht verdient, sich als Mittel zu erweisen zu werden. Sie ist nicht der geborene Diener der Regierung, sondern der Allgemeinheit, und darf freie Eigenbahnfahrt während der ganzen Legislaturperiode als ein natürliches, ihrer Würde angemessenes Recht beanspruchen.

### Der Krieg gegen Huerta.

Eine Kabinettskrise?

Washington, 25. April. Wie verlautet, steht eine Kabinettskrise bevor. Der Kriegssekretär fordert die Verwendung des Landheeres gegen Mexico, während Staatssekretär Bryan dagegen ist. Der Marinesekretär nimmt in der Sitzung eine Mittelstellung ein. Bryan hatte sich auf häufig gegen die Erneuerung des Waffenexportverbots gewandt.

Die Panamanalage im Kriegszustand.

Panama, 25. April. Oberst Goethals, der Gouverneur der Kanalzone, hat das Kanalgebiet in Kriegszustand versetzt. Die Schiffe werden von Truppen bewacht und auf den Befehlungen an beiden Enden des Kanals ist Küstenartillerie in Bereitschaft.

Friedensbemühungen.

Washington, 25. April. Wie gemeldet wird, haben die diplomatischen Vertreter von Argentinien, Brasilien und Chile die guten Dienste ihrer Regierungen angeboten, um zu versuchen, die mexikanische Frage zu lösen. Dieses Anerbieten haben den Gegenstand der heutigen Besprechung im Weißen Haus gebildet.

Washington, 25. April. Die Gesandten Perus, Bolivien, Costarica, Honduras und Panama sowie der kubanische Geschäftsträger gestellten sich zu den Gesandten Argentinien, Brasilien und Chiles, als diese die Beratung abhielten. Man kam zu der Entscheidung, daß nichts Weiteres getan werden könne, bis man die Haltung Huertas kennen gelernt habe.

Washington, 25. April. Gestern Abend sprachen der brasilianische Botschafter, sowie der argentinische und der chilenische Gesandte bei dem Staatssekretär Bryan vor, um die Möglichkeiten einer Arrangierung und freundschaftlichen Lösung der mexikanischen Frage durch die Dienste ihrer Länder zu besprechen. Präsident Wilson kündigte an, daß er das Anerbieten in Brasilien, Argentinien und Chile annehme.

Washington, 26. April. Das Anerbieten der südamerikanischen Republiken besagt: In der Absicht, den Interessen des Friedens und der Gerechtigkeit zu dienen und mit dem besten Willen, weiteren Vorschlägen vorzugehen, welches den Absichten der Herzlichkeit und Eintracht, die immer die Beziehungen der Regierungen und der Völker Amerikas umgeben haben, widerspricht, geben wir, die Vollmachtssignatäre Argentinien, Argentinien und Chiles und die Ehre, der Regierung der Vereinigten Staaten unsere guten Dienste für eine friedliche und freundschaftliche Beilegung des Streitfalles zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico anzubieten. Wilson erwiderte: die Regierung der Vereinigten Staaten fühlt das tiefste Vertrauen zu der Freundschaft, dem guten Willen und der großmütigen Sorge um den Frieden und die Wohlfahrt Amerikas, welche in der gemeinsamen Kette Ihrer Excellenzen kundgegeben wurde und in der sie die guten Dienste Ihrer Regierungen anbieten, um womöglich eine Beilegung des Zwistes zu erreichen, der zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und denen ausgebrochen ist, die behaupten, Vertreter der Selbstrepublik Mexico zu sein. In Würdigung des Zweites, zu welchem ihr Anerbieten gemacht worden ist, kann die amerikanische Regierung sich ihm nicht entziehen. Ihr Hauptinteresse ist der Frieden Amerikas, die herzlichen Beziehungen zwischen Ihren Republiken und unserer, das Glück und die Wohlfahrt, die nur aus einem freien gegenseitigen Verständnis und der durch gemeinsame Ziele geschaffenen Freundschaft entstehen können. Das großmütige Anerbieten wird deshalb angenommen werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten hält die ernste Hoffnung, daß diejenigen, welche für die gemäßigteren Elemente des mexikanischen Volkes sprechen, wüßig und bereit sind werden, über die Bedingungen einer befristeten und dauernden Beilegung des Zwistes zu unterhandeln. Wenn sie diese Bereitschaft vorfinden, wird die amerikanische

(Nachdruck verboten.)

## Der verlassene Rehdorf.

Roman von S. Courths-Mahler.

Frau Marianne Limbach ging langsam den schmalen Waldweg entlang, der neben der Fahrstraße von Wollin nach Rehdorf lief. Sie trug eine ihrer raffiniert eleganten Toiletten, die zwar sehr hübsch und reizvoll war, aber für einen Waldspaziergang doch nicht recht geeignet schien.

Aber Frau Marianne liebte es, sich unter allen Umständen zu schmücken und große Toilette zu machen. Wozu war sie auch eine hübsche junge Frau? Wozu hatte sie einen Mann geheiratet, bei dem das Geld keine Rolle spielte? Wenn bei dieser Heirat nicht wenigstens Luxus und Wohlleben herausgesprungen wäre — lieber Gott — dann hätte sie doch wahrlich nicht aus ihrem Herzen eine Herbergrube zu machen brauchen, dann hätte sie doch damals nicht dem hübschen, interessanten — und ach — so lieben Hans von Rehdorf die Treue zu brechen brauchen, um sich, statt mit ihm, mit einem so — nun ja — mit einem so herzlich unbedeutenden, etwas dicken und spießbürgerlichen Gatten zu vermählen. Leicht war ihr das damals nicht geworden — nein — ganz gewiß nicht. Sie hatte sogar ein wenig geweint und sich mindestens acht Tage sehr unglücklich gefühlt, jawohl.

Und wenn Hans von Rehdorf nur halb so reich gewesen wäre wie Kurt Limbach, dann wäre sie ihm ganz sicher treu geblieben. Aber so — nein, das war eben unmöglich gewesen, ganz unmöglich. Hart genug war es ihr angekommen, dem armen lieben Scheim aufzugeben, als es herauskam, daß sein Oheim, aus dessen Erbe er sich betraufet hatte, auf seine alten Tage noch eine Ehe geschlossen hatte.

Das war kurz darauf gewesen, nachdem sie sich im Wolliner Park heimlich den Verlobungsschwur gegeben hatten. Und da hatte sie glücklicherweise so viel Vernunft behalten, von ihm zu verlangen, daß ihre Verlobung noch geheim bleiben sollte. Und als dann Hans Rehdorfs Oheim ein Erbe geboren wurde und gar keine Aussicht mehr blieb auf bessere Zeiten, da mußte sie noch vernünftiger sein.

Wie konnte sie da auch noch an etne Heirat mit ihm denken? Er besaß nichts als ein verfallenes Stammschloß, in dem die Mäuse den Hundertsten starben, und sie? Ach du lieber Gott, sie hörte zu Haus von früh bis spät das Klagelied um die schlechten Zeiten. Ihre Eltern waren arm geworden, Wollin, das väterliche Gut, stand dicht vor dem Ruin, und die Gläubiger wollten es versteigern, um zu ihrem Gelde zu kommen.

Und da kam Kurt Limbach, der Sohn des Millionärs Limbach, aus der Stadt heraus, um sich Wollin anzusehen und

eventuell zu kaufen. Dabei verliebte er sich rettungslos in sie und bot ihr seine Hand an.

Was sollte sie da anders tun? Sie fürchtete sich doch so namenlos vor dem Elend — vor der Armut. Und die Eltern taten ihr auch leid, die Eltern und die kleine Schwester. Da gab es doch keine andere Wahl für sie, als Hans Rehdorf den Laufpaß zu geben und Frau Limbach auf Wollin zu werden.

Ach Gott, waren das schlimme Zeiten gewesen. Hans wollte keine Verurteilung annehmen, wollte nicht auf sie verzichten. Ganz schlecht war es in die Verlobung gewesen. In allem Ernst hatte er davon gesprochen, daß er für sich und Marianne arbeiten und eine Existenz gründen wolle. Als ob das so leicht wäre! Und was für eine Existenz hätte das werden sollen? Der arme liebe Herr — was hatte sie für Not gehabt, ihn zu beruhigen. Ganz wohl und von Sinnen war er schließlich davon überzeugt. Aber Gott lei Dant, sie war vernünftig geblieben.

Und nun war sie schon seit fast zehn Jahren die gezeigte Frau Limbach auf Wollin. Ihre Eltern hatten nicht in die Vererbung gleichen müssen, sie waren friedlich in altgewohnten und außerhalb sorglosen Verhältnissen in Wollin geblieben bis zu ihrem Tode. Und Rache, ihre acht Jahre jüngere Schwester, die hatte heute noch in Wollin ihre Heimat. Gar gut und schön hatte sich ihr Leben gestaltet, und sie war so zufrieden und froh. Freilich, ein hübscher langweiliger Mann war der gute Kurt, und zuweilen fiel er ihr mit seiner unentwegten, unumwandelbaren Liebe, die er oft recht geräuschvoll bewies, ein wenig auf die Nerven. Und da gefiel sie sich dann darin, nach irgendwas und irgendwem Sehnsucht zu empfinden. Manchmal dachte sie dann auch voll träumerischer Wehmuth an Hans Rehdorf und redete sich aus Entsetzen ein, daß sie ihn sehr geliebt habe.

Er hatte damals voll Groll und Schmerz das bausfällige Schloß seiner Ähnen verlassen, hatte stolz dem Oheim, der ihm als Almosen eine bescheldene Zulage verliehen, erklärt, daß er darauf verzichte und sich sein Brot selber verdienen wolle, hatte den Hof des Königs, den er trug, ausgezogen und war in die weite Welt gegangen. So viel sie wußte, hatte er über dem großen Teich ein neues Leben anfangen wollen.

Wenn Marianne Limbach ganz ehrlich hätte denken können, dann hätte sie sich eingekauft lassen, daß sie schon seit Jahren gar nicht mehr an Hans Rehdorf gedacht hätte. Zehn Jahre sind eine lange Zeit, wenn man eine hübsche, reizvolle, vielgeehrte und angebetete Frau ist. Aber gestern Abend war sie an ihn erinnert worden, und nun bildete sie sich ein, daß sie ihn nie ganz vergessen habe. Sie delorizierte sich mit dieser Liebe, die einst ihr neunzehnjähriges Dasein verleiht hatte, wie mit einer neuen Probe, und prüfte kokett, wie sie ihr zu Gesicht stand. Ach, sie war mit ihren neunundzwanzig

Jahren viel schöner, als sie mit neunzehn gewesen war. Das wußte sie ganz genau. Und es gefiel sie, zu erfahren, wie sie heute in ihrer vollendeten Frauenschiene auf Hans Rehdorf wirken würde.

Nach zehnjähriger Abwesenheit war er wieder heimgekehrt. Herr von Diesterfeld, die leibende Chronik der Umgegend, hatte es in Wollin bei der Abendstunde als größte Neugierde erzählt. Ueber den Tisch herüber hatte er ihr zugerufen:

„Was sagen Sie dazu, meine verehrte gnädige Frau, der „verlassene“ Rehdorf ist wieder im Lande?“

Der „verlassene“ Rehdorf! Wie sehr ihm diese häßliche Bezeichnung in den Ohren geklungen hatte. „Der verlassene Rehdorf“. Das war, als ob er nur der Vergangenheit angehörte, als ob er gar keine Daseinsberechtigung mehr hätte.

Interessiert hatte sie Diesterfeld, der sie sonst als „unlebensfähige Schwägerin“ bezeichnete, zugehört. Er erzählte mit großer Wichtigkeit, daß Hans von Rehdorf als genau der arme Schluder zurückgekehrt sei, als der er vor zehn Jahren ausgezogen war. Niemand reduziert sollte er aussehen. Diesterfeld hatte ihn freilich nur von weitem gesehen. Und schon seit vierzehn Tagen sollte er wieder in seinem halberfallenen Schlosse wohnen, in dem bisher nur der alte Gottfried, ein alter, treuer Diener der Familie Rehdorf, mit seiner Frau gehaust hatte.

Marianne Limbach hatte ein prächtendes Gefühl in den Adern. Rehdorfs Heimkehr war doch einmal wieder ein interessantes Erlebnis in der stagnierenden Stille ihres beschageligen Wohllebens. Daß er bereits seit vierzehn Tagen zurückgekehrt war, ohne sich in Wollin sehen zu lassen, das ließ nur zwei Deutungen zu. Entweder liebte er sie noch immer, oder er wollte ihr noch ob ihres Treubruchs. Eine andere Deutung ließ ihre Eitelkeit nicht zu.

Sie mußte nun unbedingt zu ergründen suchen, was ihn von ihr und Wollin, wo er früher so oft und gern gewesen war, fern hielt. Und da der Prophet nicht zum Vergehan, so kam der Berg einfach zum Vorzeichen.

Frau Marianne machte sich also verführerisch schön und opferte für diesen Gang eine von ihren neuen Pariser Frühjahrskollektionen. Und nun war sie auf dem Wege nach Schloß Rehdorf.

Offiziell ging sie natürlich nur ihrer Schwester Rache entgegen, die in der Wettere auf dem zu Wollin gehörigen Vorwerk mit dem Wäcker etwas zu verhandeln hatte. Der Weg nach diesem Vorwerk führte am Rehdorfer Schlosse ziemlich dicht vorüber. Auch sich selbst gestand es Frau Marianne nicht ohne weiteres ein, daß sie ein wenig mit dem Feuer spielen wollte.

Grade jetzt war es etwas sehr langweilig in Wollin. Frau Mariannes letzter Villet, ein schlanter, hübscher Witzeleier aus der nahe Garnison, war eben verstorben und somit aus ihrer

Nähe verbannt worden. Für eine neue Aquisition auf diesem ihr geliebten Gelände hatte sie sich noch nicht erwärmen können. Ihr Herz war also sozusagen frei — und Hans Rehdorf hatte Chancen. Für ihn sprach die Erinnerung an eine hohle Jugendverschwendung. Außerdem war er bei weitem der interessanteste Mann gewesen, der ihr je begegnet war. Was lag da näher, als daß sie Verlangen danach hatte, ihn wiederzusehen.

Ein kleines Grübeln hatte ihr allerdings Diesterfelds Behauptung eingebracht, daß der „verlassene“ Rehdorf ziemlich reduziert aussehen sollte. Schlicht gekleidete Menschen waren ihr unangenehm. Aber Diesterfeld übertrieb immer. Hart war Hans Rehdorf immer gewesen und seine Zielfarzenge hatte er auch früher nicht von einem ersten Schneider bezogen. Er gehörte eben zu den Männern, deren Persönlichkeit stets über den Anzug dominierte. Das konnte sich doch nicht so ganz und gar geändert haben. Und außerdem — vornehm und hübscher würde er auf alle Fälle aussehen, als ihr geliebter Kurt im elegantesten Dress, den ihm sein englischer Schneider lieferte.

Sa, ja — ein hübscher arg uneleganter sie er aus, der gute Kurt. Aber — das war eben nicht zu ändern. Ein guter, bequemer Gatte blieb er darum doch, der sie nach ihrer Falsch selig werden ließ, sie verwöhnte und vergötterte und ihr jeden Wunsch von den Augen ablas. Man mußte da schon ein Auge zudrücken.

In solche Gedanken verfunken, schritt die hübsche Frau, sich großzügig in den Hüften wiegend, auf dem Waldweg dahin. Ihre braunen, vom goldigen Wimpernsaum umfünten Augen bläueten sich vorwärts. Sie war jetzt nahe an das Rehdorfer Schloß herangekommen. Zwischen sich sah man das graue Gemäuer durch das mairerische Laub der Bäume schimmern.

Nun kam sie an einen Weg, der, von dem ihren abweigend, direkt auf das Schloß zu führte. Wenn sie der Schweizer wirklich entgegengehen wollte, mußte sie diesen Weg rechts liegen lassen und den ihren weiter verfolgen.

Das war jedoch nicht nach ihrem Wunsche. Dicht an das Schloß wollte sie herangehen, um, wie sie hoffte, Hans Rehdorf zu sehen. Man konnte ja vielleicht großen Durst vor sich führen und sich von dem alten Gottfried oder seiner Frau ein Glas Wasser ausbitten. Das lag unvernünftig aus — es war heute so warm. Sie brauchte sich ja nur den Anschein zu geben, den alten Kanten gegenüber, als wolle sie nichts von der Rückkehr des Herrn v. Rehdorf.

Unschlüssig stand sie eine Weile am Scheidewege. Dann hatte sie entschlossen den Kopf, sich aus Vernunftgründen oder moralischen Bedenken einen Wunsch zu verjagen, lag nicht in ihrer Art.

(Fort. folgt.)

